

Auch ein Fähnlein von Aufrechten

Autor(en): **Jegerlehner, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

luzinationen von Irrenhäuslern. Doch dies geflissentliche Vermeiden alles Maßlosen hält ihn im Dunstkreis des trivial Allzumenschlichen nieder, ein Pfund Plumpudding hängt an seiner Sohle, seiner spöttischen Klarheit hätte die schwungvolle Wildheit der Hogarth'schen Zeichnungen gutgetan. Ein Weltmann, kein Weltbürger, stand er mitten in der Welt, nicht darüber wie die göttliche Freiheit des Dichtergenius.

Der literarische Realismus in Reinkultur kam einzig in ihm zur Erscheinung, während heute der scheinbare Realist Kipling auf Abwege geriet, weil er zu viel — Dichter ist. Das Inferiore in Thackerays Phänomen wird erst klar, wenn man ihn mit dem Gründer und ewigen Stammvater jedes d i c h t e r i s c h e n Realismus vergleicht, der ja freilich gleichfalls ein Brite war. Sein dicker Jon Sedley ist so echt wie Falstaff, doch wo umspielt ihn der Ewigkeitshauch, der Falstaff mit Unsterblichkeit erfüllt? Freilich darf man ebenso fragen: Was wiegt Dostojewskis subtile Mörderpsychologie neben der einen Mordnacht im Macbeth? Man muß heut auf großstilisierte Kunst nicht minder verzichten, als auf großgeartete Naturen. Wenn aber die Moderne nur in schneidiger Wiedergabe der Wirklichkeit ihr Heil sucht, dann bekenne man ehrlich, daß nur jener öffentliche Ausrufer des „Eitelkeitsmarktes“ als ehrlicher Makler die Lebenswerte taxierte. Nur bei diesem englischen Realismus sollte der deutsche in die Schule gehen.

Auch ein Fähnlein von Aufrechten

Eine Schulgeschichte von J. Jegerlehner

Morgen frei, bravo! johlte und brauste es auf den sieben Treppen und durch die kasernenlangen Gänge des Schulhauses. Ein Hallogebrüll wie beim ersten Schneegewirbel im Dezember oder bei der Nachricht, daß vier Lehrer auf einmal einer Grippe wegen die Schule fehlen. Den Samstag frei und den Sonntag sowieso, macht zwei Tage, fast eine halbe Ferienwoche. Ju—holio—holiu!

Die großen Manöver näherten sich der Stadt, und die Schule gab den Samstag frei. Die drei größten Schwärmer der Tertia, der altkluge Rhein-

länder Gerland, der birkenlange Riesinger und Gerber mit den tiefschwarzen Träumeraugen waren sofort einig, die seltene Gelegenheit am Schopf zu fassen und sobald wie möglich aufzubrechen. Gleich nach dem Nachtessen, und zu Fuß, wurden sie auf der obersten Treppe rätig. Auf der mittleren Stiege entschieden sie sich für den letzten Nachtzug und auf der untersten für die Wanderung in grauer Morgenfrühe. „Morgenstund' hat Gold im Mund“, sagte Riesinger gewichtig, und das schlug ein. Ebenso rasch war die Proviantfrage gelöst: Zehn Paar Basler Knackwürste, eine Teemaschine, ein Kilo dürre Pflaumen und etwas Silbergeld für den Durst.

Im grauen Nebeldämmer des andern Tages liefen die drei Kameraden mit den kugelrunden Säcken am Rücken durch die toten Gassen der Stadt, dann querfeldein und schlugen sich tapfer durch das Dick und Dünn der Waldungen und Gebüsche. An stumm des Weges ziehenden Infanteriekolonnen, klirrenden, verstaubten Artillerieabteilungen und dünnen, auf dem Bauch liegenden Schützenlinien ging es ohne Raß vorbei, bis sie ihren Lehrer, den Steck, als Kommandant hoch zu Pferd aus dem Kriegsgetümmel herausfanden.

Die Tertianer waren dem Deutschlehrer Steck vor allen andern ans Herz gewachsen, und daraus ergab sich von selbst, daß die Schüler an seinem Rockfetzen hingen. Voller Achtung und Ergebenheit hatten sie ihm lange keinen übernahmen angehängt, während die andern Lehrer vom ersten Tag an mit verstümmelten oder fremden Namen tituliert wurden. Sie nannten ihn durch die Bank weg Steck. Dr. Hans Steck lautete seine Visitenkarte unter der Hausglocke, und an diesem feingestimmten Dreiklang war kein Ton höher oder tiefer zu schrauben, bis einmal ein Überspiziger, dem das Jahreglement geläufiger war als die Schulordnung, das ehrbare Steck in Stöck verdrehte. Stöck tönte voller ins Ohr als Steck, man konnte den Mund dabei weiter aufsperrn, und so wurde der vorteilhaften lautlichen Veränderung allgemein zugestimmt.

Nach der Kritik marschierten die drei Tertianer mit Stöcks Soldaten Schritt und Tritt ins Quartier, wo er sie kameradschaftlich an die Offizierstafel lud, die im Wiesengrün zwischen zwei mächtigen Apfelbäumen aufgeschlagen und mit zinnernen Tellern und eisernen Bestecken gedeckt war. Aus einem mächtigen Kessel schöpfte ein Soldat die dampfende Fleischbrühe, in der zweifränklergroße Fettaugen schwammen. Nach der Suppe erhielt jeder eine brett dicke Schnitte Soldatenbrot, eine große Kelle voll gelben Risotto mit langen Räs-

fäden und einen Klumpen Tellerfleisch, das köstlicher mundete als der beste Neujahrsbissen. Und das sei nicht etwa feinere Kost, für die Offiziere eigens zubereitet, erklärte der Lehrer. Die Soldaten hätten ihre Portionen aus der gleichen Küche geholt. Die Äpfel, die zum Nachtmahl aufgetragen wurden, die müßten die Offiziere freilich bezahlen. Die Soldaten erhielten sie umsonst, da die Bauern hier zu Lande freigebig und militärfreundlich seien und in den Kantonnementen große Körbe voll austeilten.

Als die drei Rotbäckler höflich dankend sich verabschieden wollten, hielt Hans Kaspar Steck sie zurück.

„Weitum sind die Gasthäuser und Bauernhöfe alle mit Truppen belegt. Da könnt ihr nirgends unterkriechen. Bleibt jetzt nur hier und schlaft mit uns in den spießigen Manövernestern, das wird euch Betthafen großen Spaß machen. Da das Dorf klein ist, haben meine Kameraden es vorgezogen, die sechs Matratzen, die in Betracht fallen könnten, den Bürgern zu belassen und gemeinsam im Stroh zu nächtigen.“

Die Einladung wurde natürlich mit lachenden Augen angenommen und die russische Zigarette, die der Adjutant aus silbernem Etui ihnen anbot, mit Kennermiene und bedeutsamem Kopfnicken in Brand gesteckt. Kurz nach Mitternacht erfolgte Alarm. Die Offiziere raschelten aus dem Stroh und wischten den Staub aus den Augen. Voller Hast banden sie die Schuhe an die Füße, schwerten Ledergürte um und rannten, von loderndem Pflichtgefühl und altererbtem gut eidgenössischen Siegesdrange getrieben, in die Kantonnements ihrer Untergebenen.

Die drei jungen Zivilisten hoben die beduselten, von Schlaf und Traum irren Köpfe und richteten die verstaunten Augen in das hastige Getriebe. „Mutter, die Pantoffeln, da — wo —“ stammelte Gerber in der Trunkenheit.

„Wo brennt's?“ fragte Riesinger in Todesangst.

„Pantoffeln gibt es hier nicht und Frauen werden nicht ins Kantonnement eingelassen, und brennen tut's nur in der Soldatenküche“, beruhigte Hans Kaspar Steck die Schützlinge mit seinem tiefen verräucherten Baß. Er stand spreizbeinig, in kriegerischer Haltung vor den drei verwirrten Übernächtlern. Der gelbe Lichtstrahl der Stallaterne streifte sein strenges, wetterhartes Gesicht, das von dem niedergezogenen Sturmband und dem ohsenledernen Schirm des martialischen Kriegshutes schwarz gerahmt wurde.

„Zieht eure Zipfelmützen nur über die Ohren. Das Bataillon marschirt in einer halben Stunde ab, Richtung flußaufwärts. Bis wohin, weiß ich selber nicht. Das kommt ganz auf den Feind an. Aber das sage ich euch, heute werden wir ein erkleckliches Stück vorrücken, den Gegner angreifen und in die Pfützen jagen, wenn er uns nicht zeitig entwischt. Das Gebrüll der Kanonen und das Rattern der Maschinengewehre wird euch schon auf die richtige Fährte leiten. Und damit ihr das Frühstück nicht unter den Bäumen der Hofstatt auflesen müßt, habe ich mit der Bauersfrau dieses Hauses ein Abkommen getroffen. Punkt fünf Uhr wird sie euch mit Kaffee und gebratenen Kartoffeln aufwarten. Noch gute Ruhe und auf Wiedersehn.“ Nach diesen Worten rasselte der Offizier steif und stolz wie ein Husarengeneral durch die Tenne davon.

Heia, waren das herrliche Stunden für die frisch aufblühenden Freihartsbuben! Zwei goldene Ferientage, die ein mächtiges Verlangen nach der nicht mehr so fernen Rekrutenzeit weckten, wo sie auch das Ehrenkleid tragen, im Handumdrehen große Schlachten gewinnen und aus Zinntellern Spaß und gepfefferten ziegelroten Risotto schnabulieren durften.

Als Dr. Steck einige Tage später das Schulzimmer der Tertia wieder betrat, klopfte ihm das Herz vor Lust. Den ganzen Morgen hatte er sich heimlich auf diese letzte Vormittagsstunde gefreut. Mit spitzem Kinn und braunen Wangen war er aus dem Militärdienst entlassen worden. Und wenn er aus dem Lärm und den kurzen, oft schlaflosen Nächten einer strengen Manöverzeit in die vier stillen Wände seiner Schulstube zurückkehrte, hei, wie brodelte es da noch in seinem Kopfe! Er roch in allen Ecken Pulverdampf und Kolonnenschweiß, bildete sich ein, der innere Dienst sei während seiner Abwesenheit ins Aschgraue vernachlässigt worden, glaubte überall Zeichen von Unordnung und Zuchtlosigkeit wahrzunehmen und griff wieder fest in die Zügel. Mitten in der Stunde herrschte er zuweilen die Schüler an: „Säcke ablegen, Gewehre zusammen, d. h. Bücher und Hefte schließen.“ Hernach fuhr er mit der Hand über das Kinn, als ob er das Sturmband lösen wollte und sagte, den hellen Glanz in den Augen: „Setzt Kopf auf, Buben, Bücher und Schreibzeug weg und die Hände zum Gebet, wir reden zusammen vom Vaterland!“

„Gerber, was ist los?“ fragte Steck zu Beginn der Stunde den kleinen, dicken Tertianer, der über die schwarzgestrichene Tischplatte gebeugt, schief wie ein Fahrzeug, das umkippen will, die Hand hoch in die Luft streckte. Ein roter

Schein, den die flammhelle Halsbinde noch verstärkte, lag auf seinem mit Märzflecken getüpfelten Gesichte.

„Der Gerland hat gesagt, wenn es jetzt Krieg geben würde zwischen Deutschland und Frankreich, so —“

„Nach „wenn“ den Konjunktiv, wie wir es gelernt haben“, verbesserte der Lehrer.

„Wenn es jetzt Krieg gäbe zwischen —“ die Kameraden lachten.

„Der Gerland hat gesagt, wenn es jetzt Krieg ge—go—gäbe zwischen Deutschland und Frankreich, und die Deutschen auf die Schweizer losgehen würden —“

„Den Konjunktiv, bitte!“

„— auf die Schweizer los—gingen, so dürften wir uns nicht wehren, wir seien ja neutral, unsere Gewehre nützen uns nichts, weil wir sie nicht gebrauchen dürften.“ Der Kleine zog die Mundwinkel schräg abwärts und zielte mit einem bösen Blick aus seinen schwarzen, mandelförmigen Kinderaugen auf den reichsdeutschen Kameraden, der seit zwei Zeugnislängen das städtische Gymnasium besuchte.

Gerland hatte bei den ersten Worten der Anklage den Finger blitzschnell in die Höhe gehalten.

„Gerland!“

„Das habe ich nicht gesagt. Gerber hänselte mich jeden Tag, weil ich Reichsdeutscher bin, und da bin ich zornisch geworden und habe gesagt, die Schweiz sei zu klein, als daß sie mit Deutschland Krieg führen könnte. Zudem sei sie neutral, und — und —“

Zehn Spieße flogen links und rechts, vor ihm und hinter ihm drohend in die Höhe. „Nein, der Gerland hat gesagt —“

„Er rief in einem fort —“

„Er hat geprahlt —“

„Ar—ruhig!“ gebot der Lehrer, ohne seine freundliche Miene zu wechseln. „Morgen haben wir wiederum Deutsch. Gerland wird uns in einem kleinen Vortrag auseinandersetzen, was er gesagt hat und wie er zu seinen Behauptungen gekommen ist, und Gerber ebenfalls. Ihr ändern dürft nachher die Schnäbel auch aufsperrn und euch vernehmen lassen, und ich werde als Schiedsrichter dafür sorgen, daß es keine blutigen Köpfe abseht. Die nächste Stunde soll also

dem Vaterlande gelten. Nehmt das „Fähnlein der sieben Aufrechten“, wir lesen weiter.“

Bei den Kollegen behauptete Dr. Steff hartnäckig und zäh, in der Tertialache der blaue Himmel zu allen Scheiben herein, und doch lag das Zimmer gegen Norden, und ein mächtiger rundwipfeliger Kastanienbaum rechte mit langen, grünen Fingern gegen das Dach des Schulhauses. Und an den Markttagen, wenn die Bauernwagen über das Steinpflaster holperten, direkt vor dem Gebäude die Kälber und Schweine der Bauernsams zwischen Jura und Alpen aufgefahren wurden, sapperment, da mußten beide Fenster geschlossen werden und Lehrer und Schüler sich in die Ohren brüllen, damit sie einander verstanden. Das geschah aber in der Woche nur zweimal, und heute war kein Markttag, und durch die großen, rauschenden Kastanienblätter guckten wirklich die sonn hellen blauen Tupfen des Firmaments.

Zwanzig Blicke flogen ihm zu, als Hans Kaspar Steff andern Tags gemessenen Ganges vor das Katheder schritt. Wenn er den Schülern etwas Bedeutsames anzuzeigen hatte, das er aus tiefster Brust heraufzuholen schien, so trat er vor die erste Bankreihe, um den Jungen gleichsam ins Herz zu reden, streichelte mit Daumen und Zeigefinger den Nasenzipfel und blies zweimal durch die Nüstern. Heute verharrete er gleich zu Beginn der Stunde vor den Bänken, dem Pulte den Rücken zuwendend, und betupfte gedankenschwer seine breite, lederbraune Knollennase.

Wie festgenagelt saßen die Buben in ihren schönen neuen Sitzen, die Brust auf die Platte gebeugt, die Augen sperrangelweit offen. Sogar der Allerwelts-Strudelwudel Gempeler, der stets mit zehn Fingern an den Heften unter der Bank zu nesteln hatte, saß mit verschränkten Armen an seinem Plaze, mäusehenstill. Zwei winzige senkrechte Strichlein zwischen den Brauen verrieten, daß er in großer Spannung großen Dingen entgegenlauerete.

Der Klassenchef erhob sich stramm und meldete mit einem bedeutungsvollen Lächeln auf den Lippen: „Niemand fehlt — für heute keine Aufgaben — Gerland und Gerber halten den Vortrag.“

Als Gerland aufgerufen wurde, trat er vor die Klasse, wischte mit der Rechten über die kluge weiße Stirne, schlug mit preußischem Korporalschneid die Hacken zusammen, legte ein blaues Heft auf die Bank und sagte, dem Lehrer das Gesicht zuwendend: „Ich habe den Vortrag aufgeschrieben, weil ich

keine Zeit hatte, ihn zu lernen. Wir hatten gestern Abend noch Besuch und da —“

„Keine Einleitung — anfangen!“ unterbrach ihn der Lehrer. Da las er mit frischer, klingender Stimme:

„Kameraden! Seit ich in eure Klasse eingetreten bin, habe ich manchen Spässen und Hänseleien herhalten müssen. Das ist erklärlich und natürlich. Ein Reichsdeutscher mitten in eine Gesellschaft von Schweizer Jungen hineingesetzt, die schon ganz durchdrungen sind von dem Gedanken der Unübertrefflichkeit ihres Vaterlandes, der vielbesungenen freien Schweiz, wo kein Schutzmann mit langem Schnauzbart, mit noch längerem Säbel und blinkendem Helm an jeder Ecke steht, der muß ja zu wichtigen politischen und schließlich auch mehr oder weniger persönlichen Auseinandersetzungen Anlaß geben. Hatte der eine über den deutschen Geheimrat und den wirklichen Geheimrat zu räsonieren, so hielt der andere gelehrte Vorträge über das Thema: der deutsche Soldat, ein Parade- und Drillsoldat, als ob er in den tiefsten Grund des deutschen Heerwesens eingedrungen wäre. Oder wie ein anderer eines Tages sagte, der deutsche Offizier mache vor der Front nur den Gagel, oder wie das blöde Wort heißt, und das sagte er mir, der ich von einem deutschen Offizier ins Licht dieser Welt gehoben worden bin, der ich 17 Jahre in einer der größten Garnisonen des deutschen Reiches verlebt habe, wo fast jeder zweite Mensch ein Soldat ist. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, kam ich aber schön an. Ich wollte ihn doch nicht belehren, meinte er herablassend. Später stellte es sich heraus, daß er überhaupt noch nie einen deutschen Soldaten gesehen hatte.

Solche Angriffe parierte ich mit der einzigen Waffe, mit der man etwas dagegen ausrichten kann, mit stoischem Gleichmut und mit ausgeprägter Friedensliebe. Damit kam ich auch so weit, daß der eine, der mich zuerst einen dummen Löl nannte, jetzt „mein kleiner Bruder“ zu mir sagt.

Das mußte ich vorausschicken, um zu zeigen, daß es auch für mich gar nicht so leicht war, stets die rechten Worte zu finden, da ich mich doch immer gegen eine Übermacht verteidigen mußte.

Wenn ich in die tiefste Tiefe meiner Jugendzeit hinabsteige, so kann ich mich erinnern, daß wir oft, sehr oft, vom Kriege sprachen. Wir wußten zwar noch nicht, was wir uns unter Krieg vorstellen sollten, aber Krieg war uns halt Krieg. Da wurde mit Kugeln geschossen und mit Säbeln gehauen, natür-

lich auf die Franzosen, das waren ja unsere Feinde. Daß aber gerade so gut irgend ein anderes Volk unser Feind sein könnte und was überhaupt ein Feind ist, darüber ließen wir uns keine grauen Haare wachsen. Trotzdem fürchteten wir uns vor dem Krieg, und es blieb uns immer nur eine Hoffnung, die Schweiz! Da gibt es einfach keinen Krieg, da gibt es keine Soldaten, die sich gegenseitig tot schießen, da gibt es überhaupt nichts als Friede. Da muß es schön sein. Als ich dann älter wurde, fragte ich mich oft, warum gibt es eigentlich doch Soldaten in der schönen Schweiz? Doch eine Antwort konnte mir niemand geben. Als ich noch älter wurde und in der Schule lernte von einem Wiener Kongreß, wo auf einer langen Papierrolle aufgeschrieben steht, daß die Schweiz ein neutrales Land sei, daß niemand mit kriegerischen Absichten das Land betreten dürfe, daß aber auch die Schweiz sich in keinen Streit mit andern Völkern verwickeln dürfe, da wußte ich gar nicht mehr aus und ein. Die Schweizer haben Soldaten, Kanonen und Gewehre und dürfen sie nicht gebrauchen? Das schien mir doch sehr merkwürdig, und dieser Gedanke hat mir viel zu schaffen gemacht. Ich bin nie recht aus diesem Wirrwarr von Völkerverträgen, Neutralitätserklärungen und Soldaten herausgekommen, und diese Unsicherheit verleitete mich zu dem verhängnisvollen Wort, „was nützen euch die guten Gewehre, wenn ihr sie nicht gebrauchen dürft!“

Aber noch etwas muß ich erwähnen, und das ist die Hauptsache. Schon oft habe ich meine Kameraden sagen hören: „O, sie hätten uns am liebsten schon eingesteckt.“ Kürzlich verglich einer die Schweiz mit dem schönsten Mädchen der Welt. Das war ja eben kein schlechter Vergleich. Die andern Länder der Erde, sagte er, sind die Freier. Alle streiten sich um das schöne Kind, und jeder möchte es gerne haben. Nach meiner Ansicht ist etwas Wahres daran; denn ich habe bei uns von Bürgerleuten mehrfach sagen hören, daß in dem nächsten Krieg die Schweiz aufgeteilt werde. Die Geschichte lehrt uns doppelt und dreifach, daß Verträge gemacht wurden, um nicht gehalten zu werden. So wird die Schweiz gut tun, auf der Hut zu sein und das Pulver trocken zu halten. Das lehrt uns auch Tripolis.“

Als er geendet hatte, nahm er seinen Platz wieder ein. Die weiße Stirn war ihm heiß geworden. Seine Wangen glühten, und der Wirbel seines glatt gekämmten Haares kräuselte sich in die Höhe.

„Gerber!“ rief der Lehrer.

Der kleine rundliche Mann wackelte mit dem Kopf und trat ebenfalls vor die Klasse. An seinem Rock baumelte eine schwere Nickelfette. In einem Mundwinkel klebten noch einige Körnchen von dem in der Pause verzehrten Zuckerbrote. Er legte ein armdickes Buch auf die Tischplatte und entfaltete einen schneeweißen Foliobogen.

„Ich habe — ich kann — ich bin nicht —“

„Anfangen!“

„Ich kann nicht so gut reden und schreiben wie der Gerland. Ich habe im Auffatz stets —“

„Nicht Ballet tanzen. Beine ruhig! Jetzt lies, was du geschrieben hast,“ versetzte der Gestrenge, und hielt ihn mit seinen Blicken gleichsam an der Hosenschnalle fest. Da richtete er seine Augen auf die große Kinderfabelschrift und las.

„Was nützen euch die guten Soldaten und Gewehre!“ sagte Gerland mit einer verächtlichen Handbewegung. „Was nützt euch denn eure Armee!“ gab ich ihm zur Antwort. „Ja, Deutschland, Deutschland!“ erwiderte mein Schulfreund und verstummte. Nach einer kleinen Pause versetzte er, wir seien ja neutral. „Natürlich sind wir neutral“, entgegnete ich ihm. „Das steht auf einem Papier geschrieben. Doch wenn nun eine Armee auf uns losziehen würde —“

„Den Konjunktiv nach „wenn“.“

„— auf uns loszöge, könnten wir nicht mit dem Feszen in der Hand kommen und sagen: Ihr Herren da, ihr dürft uns nicht nehmen, kehrt nur wieder nach Hause. Wir sind neutral, das steht auf dieser Urkunde geschrieben. Wir bedürfen einer Armee, um unsere Neutralität zu schützen und zu wahren. Ich stelle mir unser Ländchen vor als ein Schatzkammerlein, das ein jeder gern hätte und doch keiner dem andern gönnen mag. Wie würden da die Schweizer aus allen Ländern in ihre Heimat zurückreisen und das gute Gewehr ergreifen, wenn es heißen würde —“

„— den Konjunktiv!“

„— wenn es heißt — hieße, der Kampf entbrennt, das Schweizerland ist bedroht. Darüber läßt sich die Rede des Dr. Karl Schenk vernehmen, die er nach dem Neuenburgerhandel bei einem Festmahle in Bern gehalten hat. Ich will einen Abschnitt aus der Rede lesen.

„Ja, das Schweizerland ist seinen Kindern lieb, und sie sind ihm treu,

seine Kinder, auch fern in allen Ländern. Rühmlich ist diese Treue von den Schweizern in der Fremde besiegelt worden. Sie haben viel getan, und doch war alles, was von ihnen geschehen ist, nur ein Anfang gegenüber dem, was von ihnen geschehen wäre, wenn die Gefahr gewachsen, wenn der Kampf entbrannt, wenn es dazu gekommen wäre, mit Leib und Leben für die Heimat einzustehen zu müssen. „Rufe uns, Vaterland, wenn es sich im Ernst um deine Sicherheit, um deine Freiheit handelt! Wir werden nicht zögern, heimzureisen.“ So schrieben die Schweizer von Konstantinopel, so von Neapel her; so dachten und fühlten sie noch an vielen Orten, die Schweizer. Ehre ihnen für ihre Treue und ein schallend Hoch den Schweizern in der Fremde.“

Ich denke, unser Schulgenosse wird nach diesen Worten überzeugt sein, daß wir eine Armee haben müssen und daß der Heldenmut der Schweizer und die guten Gewehre uns etwas nützen werden. Es lebe hoch die Schweizer!“

„Die Schweiz“, verbesserte der Schulmeister. „Hat jemand zu dem Vorgebrachten etwas beizufügen?“ Keiner meldete sich. Der blasser, stets fein gekämmte und träumerisch einwärts blickende Eigenbrödler Kümmerli flüchte mit der Rechten und ließ sie blitzschnell wieder unter dem Tisch verschwinden.

So ergriff der Lehrer wieder das Wort. „Gerland hat durch seinen hübschen, gut gefassten Vortrag bewiesen, daß er eher Zutrauen und Freundschaft als Spott verdient. Gerber hat sich die Aufgabe leichter gemacht. Als ihm der Atem ausging, zauberte er einen Bundesrat als Anwalt herbei. Hat einer eine Bemerkung oder eine Ergänzung anzubringen?“

Hans Kaspar Steck schaute herum, und die Schüler drehten die Köpfe, um zu sehen, ob einer die Hand emporhalte. Ein einziger räusperte sich und suchte ein paar Worte zu gunsten Gerlands anzubringen, nämlich der lange, seine Kameraden um drei Mützen überragende Riesinger. Der Junge hatte mächtige Taten wie ein junger Bernhardiner, und an den Füßen trug er schon die dritte Nummer Männerschuhe.

In der hintersten Reihe warf der schwächliche Huber mit tiefroten Wangen, langen goldenen Wimpern und großen runden Kaninchenaugen ebenfalls die Hand empor. Er rutschte gegen die Mitte der Bank, damit der Lehrer ihn durch die Lücke der andern sehen konnte. Riesinger war heute morgen während einer Pause über den kleinen Huber hergefallen und hatte ihm den Haken geschlagen, und nun wollte der Kleine sich an ihm rächen.

„Riesinger ist nur für den Gerland, weil — weil — stotterte der Schützterne, „weil er in der Badanstalt immer das Brötchen mit ihm teilt.“ Nach diesen Worten versank er hinter dem breiten Rücken seines Vordermannes, und nur zwei große graublaue Guckfensterchen und ein gesalbter Scheitel ragten noch über die Tischplatte hinaus.

„So, jetzt wollen wir den Spaß auf der Seite lassen und ein ernstes Wort zusammen reden“, sagte der Lehrer und beugte sich über die Schulbank. „Es ist da noch vieles schwarz und verworren in euren Brauseköpfen, und keiner weiß genau, welche Rolle unsere Armee im Ernstfalle zu spielen hat. Wenn der offene Kampf zwischen Deutschland und Frankreich ausbricht, so werden gewiß beide Völker bluten müssen. Schließlich aber werden die Pickelhauben den Sieg davontragen, denn seit dem Siebzigerkrieg steht die deutsche Armee an der Spitze der europäischen Heere. Sie hat den großen Feldzug glänzend gewonnen, dank der trefflichen Vorbereitung, der ausgezeichneten Führung und der eisernen Disziplin, die jeden einzelnen vom General hinunter bis zum letzten Tambour und die großen Massen beherrschte. Diese stahlharte Disziplin ist seit dem Krieg dem deutschen Volk in Fleisch und Blut übergegangen. Gerland darf mit vollem Recht auf sein Vaterland und auf die strammen deutschen Soldaten stolz sein.“

Die schweizerische Armee ist nach ganz andern Grundsätzen aufgebaut. Sie ist eine Milizarmee. Das Soldatentum steckt dem Schweizer nicht nur in den Beinen, sondern auch im Kopf. Schon Napoleon hat gesagt, der Schweizer sei ein geborner Soldat. Jeder wehrhafte Schweizerbürger, gleichviel ob dienstpflichtig oder nicht, übt sich jahraus jahrein in der Schießfertigkeit. Er gehört einer Schützengesellschaft an, mit der er Sonntags im Stand oder im Feld seine Übungen durchschießt. In den Bergtälern kommt es auch vor, daß die Schützen mitten im Winter auf den Brettern in die Berge steigen und bei grimmiger Winterkälte freiwillige Schießübungen abhalten. Im Kriege entscheidet heute nicht mehr ausschließlich die Zahl der Gewehre und die Wucht der Kanonen, sondern in ebenso hohem Maße der Geist, der in der Truppe wohnt. Und da kann auch eine kleine Armee wie die schweizerische einem viel stärkeren Gegner mit Erfolg entgegentreten. Wie äußert sich wohl der gute Geist in der Truppe?“

Gerber: „Wenn der Soldat des Nachts nicht einschläft, wenn er Wachtposten steht.“

Gerland: „Wenn er recht schneidisch exerziert.“

„Das nimmt sich recht schön und sauber aus, besonders auf dem harten Kasernenpflaster, wo der Takttritt rasselt wie der Wirbel auf dem Trommelfell. Mit solchen Soldaten jedoch, die nichts Größeres leisten, sind noch keine Schlachten gewonnen worden, nicht einmal in den Friedensmanövern. An einigen Beispielen aus den letzten Truppenübungen will ich euch zeigen, was soldatischer Geist ist und wie das Vaterland einen großen Platz hat unter unserm zweifarbigen Tuch.“

Als eine Batterie im Galopp in Stellung auffuhr, stürzte ein Leutnant mit seinem Gaul und brach das Bein. Er kommandierte am Boden liegend das Geschütz, ließ sich nach Gefechtsabbruch aufs Pferd heben und ritt 20 km weit ins Quartier.

Wie der Offizier, so der Mann!

Ein Füsilier flog während des Gefechtes im übereifer Kopfsoran über eine Fluh und blieb mit ausgelöster Achsel ohnmächtig liegen, bis seine Kameraden ihn fanden und dem Arzte zuführten. Der Arzt klappte dem Soldaten die Achsel wieder ein, geleitete ihn an ein stilles Plätzchen und ließ ihm eine Stärkung verabreichen. Eine Stunde später marschierte der brave Eidgenosse ins Kantonement zurück und übte mit dem Arm in der Schlinge in Reih und Glied bis zum Ende des Dienstes.

Ein Bataillon marschierte in den ersten Manövertagen, nachdem es in der Morgenfrühe $1\frac{1}{2}$ Stunden geübt hatte, 40 km weit, die letzten Stunden in beschleunigtem Tempo und ohne Halt. Die Soldaten ächzten wohl, von den Schuhen und von der Last des Sackes und der Waffen gedrückt, die sie erst seit drei Tagen trugen, schluckten den Staub und litten Durst, marschierten jedoch und liefen stramm und frohgemut, ohne einen einzigen Maroden zurück zu lassen. Als das Bataillon in dunkler Nacht das Quartier bezog, hätte man die Keher sehen sollen. Sie johlten und sangen, daß es eine Lust war, ihnen zuzuhören. „Soldatenleben und das heißt lustig sein, hoiolidu—hoiolido.“ Als ein hoher Offizier den ersten besten aus der Truppe fragte, ob er müde sei, versetzte dieser: „Zu Befehl, Herr Oberst. Will sagen, müde bin ich nicht, nur ein wenig öde ist es mir im Magen, von wegen, ich habe drum zu viel Steinhauerhryrup schlucken müssen.“ Er meinte damit den Straßenstaub.

Nun stellt euch vor, liebe Schüler, was unsere Offiziere und Soldaten, die

blauen sowohl wie die grünen, die Muttentüpfel wie die Gespornten, im Kriege leisten würden, wenn sie in Friedenszeiten solche Opferfreudigkeit und Ausdauer zeigen. Ein solcher Geist reißt eiserne Mauern nieder, hält stand vor zehnfacher Übermacht und überwindet Berge von Hindernissen.

Angenommen, es breche unter unsern Nachbarn Krieg aus, was wird die schweizerische Armee tun?

Die Grenze besetzen — gut.

Da wir ein neutrales Land sind und eine Neutralitätserklärung besitzen, so werden wir an der Grenze warten, bis eine feindliche Armee heranmarschiert und uns anrennen will, oder wer hat eine andere Meinung?“

Huber: „Wir werden dem Feind entgegenmarschieren!“

„Das ist nach Schweizerart gesprochen. Sowohl, vom Leder ziehen werden wir, und zwar beizeiten. Die Schweizergrenze deckt sich nicht mit der strategischen Linie. An der Grenze können wir uns nicht überall gut verteidigen. Die strategische Linie, d. h. jene Linie oder Zone, wo Berge, Flüsse, Engpässe die militärischen Operationen begünstigen und unterstützen, liegt entweder in Feindesland oder innerhalb unserer Grenzmarken. Wenn wir also nicht ohne Kampf einen Teil unseres Landes dem Feinde preisgeben wollen, so müssen wir vorrücken, ihn aufreißen und in die Pfanne hauen. Oder was haben die alten Schweizer bei Laupen getan?“

„Angegriffen.“

„Bei Sempach und Murten?“

„Angegriffen.“

„In den Schwabenkriegen?“

„Angegriffen.“

„Also, da haben wir's. Eine gute Armee will sich nicht nur verteidigen, sie will auch angreifen. Und da unsere Armee gut ist und auf die Offensive eingeübt, so darf sie auch angreifen. Und daran soll uns die Neutralitätsakte des Wienerkongresses nicht hindern.“

Riesinger: „Wir hätten den Wisch längst verbrennen sollen.“

„Das Dokument liegt im eidgenössischen Archiv unter einem Stoß verstaubter Akten — so gut als vergraben. Ich glaube, die Mäuse nagen daran, und es wird sie niemand stören. Hundert Jahre sind darüber hingeflossen, und das Papier ist in Vergessenheit geraten.“

Jetzt haben wir uns doch wohl verstimmt und sind auf einer Kuppe angelangt, wo es zu allen Lüften heißt. Der eine oder andere von euch wird denken, wir seien wieder ganz auf der Höhe, wie zur Zeit der Schwabenkriege und der Mailänder Feldzüge, als die Macht der Schweizer einen Herzog, die Tapferkeit ihrer Truppen große Heere aufwog. Da soll uns einer kommen, poß Himmel—Wetter—Bohnenblust! Fortan fürchten wir nur noch Gott und den Teufel.

Wir wollen wiederum sachte tiefer steigen und zu der Gott und den Menschen wohlgefälligen Bescheidenheit zurückkehren. Ich muß hier auf eine Gefahr hinweisen und zwar auf welche?“

Gempeler: „Daß wir gerne übertreiben.“

Rümmerli: „Wir dürfen keine Chauvinisten werden.“

„Gut bemerkt! Wir wollen bescheiden die Einrichtungen und Vorzüge anderer Länder und Nationen anerkennen und gelten lassen. Die Schönheit des Schweizerlandes und die Kriegsbereitschaft unserer Armee darf uns nicht zu Übertreibungen verleiten und blind machen gegen andere Länder und Nationen. Es soll jeder seine Heimat an der Fremde messen und froh sein, wenn er findet, zu Hause sei es am schönsten. „Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe“, heißt es im Fähnlein.

Der Schweizer lebt gerne im Frieden und begehrt keinen Krieg, weil er weiß, daß der Krieg für den Sieger sowohl, wie für den Unterlegenen unsägliches Elend, grenzenlosen Wirrwarr, ja unter Umständen den völligen Zusammenbruch auf allen Gebieten der Volkswirtschaft herbeiführt. Allein schon auf die bloßen Kriegsgerüchte hin entstehen Störungen und Krisen in Handel und Gewerbe, von denen wir in unserem Ländchen bis dahin nichts oder nur wenig verspürt haben, weil das Volk auf die Stärke und Zuverlässigkeit seiner Armee vertraut. Die Millionen, die unser Heerwesen verschlingt, sind schon aus diesem Grunde wohl angelegtes Gut, das seine reichlichen Zinsen trägt. Höchste Kriegsbereitschaft ist die beste Garantie für den Frieden. Bricht der Krieg dennoch aus, und das Vaterland ruft seine Söhne, um die Grenzmarken zu decken, so treten sie freudig ins Glied, mit trockenem Pulver und blankem Schwert, mannhaft und unverzagt.

Liebe Schüler: In der nächsten Stunde lesen wir die feine Rede, die Gottfried Keller dem jungen strammen Bannerträger der sieben Aufrechten in den

Mund legt. Ich wünsche nur, daß diese Stunde recht lang in eurem Gedächtnis nachleben möge. Erinnert euch später an die Zeiten, wo wir in Scherz und Ernst vom Vaterlande gesprochen haben. An Gelegenheit wird es nie mangeln, im Frieden so gut als im Krieg, zu beweisen, daß ihr nicht nur brave Schweizer, sondern auch treue, wackere Eidgenossen seid.“

Schweizerische Plaketten- und Medaillen-Kunst



üngst bot mir ein Sonntagnachmittag besondere Freude. Als Feier des 50. Geburtstages von Albert Welti hatte Alex. Franke, Bern, in den Schaufenstern seiner Buchhandlung eine interessante Ausstellung von graphischen Blättern des Künstlers veranstaltet. Das Fenster war zu jeder Tageszeit, an Sonntagen erst recht, von Beschauern belagert. Einen Kohlenarbeiter, seine Frau am Arm, belauschte ich, wie die beiden mit sichtlicher Freude in Rede und Widerrede in ungelinken, oft gar drolligen Worten die Neujahrskarten entzifferten, den Ehehasen auszudeuten suchten. Noch im Bernachten knieten zwei Bengel vor den Scheiben.

Ein Wunsch lag in den Gesten, in den Augen aller dieser Aufmerkamen. Sie hätten Blatt um Blatt in die Hand nehmen mögen, um wieder wie als Kinder die Darstellung Stück um Stück mit dem Finger deutend in jeder Ecke aufzustöbern und daraus ein Ganzes zu gewinnen. Akkurat so, wie die Alten über dem „holzgeschnitzten“ hockten, Dürers Holzschnittfolge, Behams Kupfer in den Händen. Blätter, die in der Gesamtanlage, im Einschluß einer phantastisch-reichen Gestaltung, einer derb-naiven Darlegung, ihre Kreise weiter ziehen können, denn eine Fassung innerhalb den Aufgaben gut dekorativer Bildkunst.

Dieses Verhältnis, dieselben Wirkungsmöglichkeiten ins Plastische übertragen, und wir stehen vor der Plakette, der Medaille. Stücke, die man in die Hand nimmt, von nahem betrachtet, wie ein Mappenblatt. Ein Schaffen, dem die Grenzen weiter gesteckt sind. Geschlossenheit im Aufbau, ein feines Urteil im Abwägen dekorativer Werte, eine Bemeisterung der Schrift als ornamentale Anlage, ein Minimum an dreidimensionalen Werten, dessen Einschätzung dem Geschmack des Bildners anheimgestellt ist. Werke, die das Programm der Pla-